

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 39 (1963-1964)
Heft: 4

Artikel: Der Gast
Autor: Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER GAST

NOVELLE VON
FORTUNAT HUBER



Wenn sich die Königin von England bei mir zu Besuch gemeldet hätte oder der oberste Stammeshäuptling der Kwakiutl, nein, es würde mich nicht dermaßen aufgeregt haben. Es hätte mich verwundert, zugegeben! Es wäre für mich der Beweis gewesen, daß sich mein Ansehen als Nasen-, Ohren- und Halsspezialist, genauer ausgedrückt, als Otorhinolaryngologe weiter herumgesprochen hat, als mir und meinen Kollegen, vor allem meinen Kollegen, bekannt ist.

Aber lassen wir das! Ich will ja nur verständlich machen, wie unverständlich es ist, daß mich schon die Ankündigung des Besuches dieses Vetters Karl dermaßen aus der Fassung bringen konnte. Nicht zu reden vom Besuch selbst. Am Dienstagabend ist Vetter Karl angekommen, am Donnerstagnachmittag ist er wieder abgereist. Das macht zwei Tage und zwei Nächte, die er bei uns zu Gast war. Und doch kommt es mir vor, der Besuch habe mein Leben von Grund auf verändert.

Meine Kenntnisse der südamerikanischen Verhältnisse sind lückenhaft. Wenn ich mich nicht täusche, ist das Klima in Venezuela eher tropisch als subtropisch und die politische Lage gespannt, man spricht spanisch und lebt vom Öl. Mein Vetter Karl, der Sohn meines Vetters Albert, lebt in Ciudad Bolívar, einer Ortschaft am Orinoco. Aber nicht vom Öl. Vetter Albert ist im Handel tätig, und sein Sohn Karl

gedenkt offenbar, gelegentlich in dessen Geschäft einzutreten. Finanziell ist die Familie, wie ich den Äußerungen Karls entnehme, gut beieinander, wenn auch keineswegs in dem spektakulären Ausmaß, das man bei Südamerikanern gerne annehmen möchte.

Aber von alledem habe ich bis vor kurzem überhaupt nichts gewußt. Ganz einfach, weil ich keine Ahnung hatte, daß es so etwas wie einen Vetter Karl gibt. Ich wußte ja nicht, daß Vetter Albert einen Sohn hat, da ich ja von Albert seit mehr als vierzig Jahren so gut wie überhaupt nichts mehr gehört habe. Seit jenem Abend nämlich, an dem er uns überstürzt verlassen mußte, um seinen Eltern nachzureisen.

Sein Vater war Ölgeologe gewesen, lange Jahre in Persien, dann hatte Onkel Gustav einen Europa-Uraub angetreten und, während er und Tante Trudi gemeinsamen Freunden nachreisten, Albert bei uns eingestellt. Es waren für mich herrliche fünf Monate gewesen. Ganz besonders jene letzten Wochen während meiner Sommerferien. Auch Cousine Eugenie war bei uns abgestellt worden. Was das für mich als Einzelkind bedeutete, ist leicht zu ermessen. Aber Onkel Gustav bekam plötzlich das Aufgebot, einen eben verstorbenen Kollegen in Java zu ersetzen. Albert mußte uns Hals über Kopf verlassen. Am Tag darauf ist dann das mich Erschütternde geschehen,

das unsere Freundschaft zerstört hat. Das war vor 43 Jahren.

Und nun zurück zu dem Telegramm, das mich letzten Sonntag so maßlos aufregte. Es lautete wie folgt: «Besuche wenn angenehm und zu treffen Dienstag 20 August Stop Ankomme von München Flugplatz 21 Uhr Stop Nicht abholen Stop Fahre direkt Biltensstraße 45 Vetter Karl Sohn von Albert Züst Ciudad Bolivar Venezuela z. Z. Amsterdam c.o. Cook Tours»

Ich habe sofort zurücktelegraphiert: «Angenehm».

Weder meine Frau noch meine Kinder sind sonst darauf erpicht, über das «Wer ist Wer» meiner Verwandtschaft aufgeklärt zu werden. Aber jetzt von diesem Vetter Karl wollten alle alles wissen. Es war, wie wenn sie gespürt hätten, daß mich die Ankündigung seines Besuches aufregte, und das regte mich natürlich auch wieder auf.

An jenem Telegramm war mir übrigens der Umstand aufgefallen, daß sich Karl selber als Vetter bezeichnet, obschon er eigentlich nur mein Großvetter ist, eine Gepflogenheit, die praktisch bloß noch in unserer Familie üblich ist. Sein Vater, eben Albert, muß ihm das eingeschärft haben, gewissermaßen als Ausweis.

Meine Frau freute sich natürlich. Sie war und ist immer geneigt, neue Menschen kennen zu lernen. Menschenhunger nennt man das, eine Schwäche, der ich zum Glück nicht unterworfen bin. Ich hingegen ärgerte mich! Klar, nicht über den Besuch an sich, wohl aber darüber, daß er mich aufregte. Das Telegramm von Karl erinnerte mich an eine erlittene Kränkung.

Schön und gut. Es kommt vor, daß uns irgendein Anlaß ein unangenehmes Erlebnis plötzlich wieder ins Gedächtnis zurückruft und damit auch den Nachgeschmack der Gefühle, die dieses seinerzeit begleiteten. Wenn jedoch die Wiedererinnerung an ein solches Erlebnis, das nota bene 43 Jahre zurückliegt, einen ausgewachsenen Mann, wie mich, aus dem Geleise wirft und ihn sozusagen wieder wie einen Dreizehnjährigen empfinden läßt, dann nenne ich das kindisch. Aber genau so hatte die Ankündigung dieses Besuches auf mich gewirkt.

Warum schickte Albert, wenn er doch so schlecht von mir dachte, nun seinen Sohn zu mir, nachdem er dreiundvierzig Jahre nichts mehr von sich hören ließ? Er, mein Freund, der Freund, der mich so schändlich enttäuscht hatte. Das fragte ich mich.

Aber andererseits, nüchtern betrachtet, bestand nicht größere Ursache, mich über mich selber zu wundern? Erstens, wie konnte mich damals jenes Erlebnis so tief erschüttern? Drei Monate vorher hatte ich Albert noch nie gesehen, und am gleichen Tag, an dem er mich kränkte, verschwand er für immer aus meinem Gesichtskreis. Zweitens, stand nicht fest, daß ich seit Jahrzehnten nie mehr an Albert gedacht hatte?

Aber da war nichts zu machen. Seit diesem Telegramm wurde ich das Bild von Albert nicht mehr los. Er blickte mich mit großen, vorwurfsvollen Augen an. Mit vorwurfsvollen Augen. Wieso? Ich hatte ihm nichts zuleide getan. Oder?

Dienstagabend kurz nach 10 Uhr ist Vetter Karl bei uns eingetroffen. Natürlich bin ich es gewesen, der ihn eingelassen hat. Fräulein Dina verläßt uns sofort nach dem Nachtessen. Das Geschirr kann warten, trotz der Geschirrabwaschmaschine, die wir ihretwegen anschafften. Meine Frau pflegt nach dem Nachtmahl das Morgenblatt zu lesen, um vor der Familie zu belegen, wie streng sie es tagsüber hat. Und wenn mein Sohn und meine Tochter nicht gerade eigene Gäste erwarten, überhören sie es einfach, wenn die Hausglocke läutet.

Ich zweifelte keinen Augenblick, daß der Mann unter der Türe Karl war, obschon nichts an ihm nach Sonne, Urwald, Krokodilen und Ölreichtümern roch. Ein bleicher, aufgeschossener junger Mann, wie solche auch bei uns herumlaufen. Er trug eine Handtasche, nicht umfangreicher als jene, die ich mitführe, wenn ich ausnahmsweise eine Konsultation außer Hause nicht vermeiden kann. Sein Auftreten mochte jener Zurückhaltung entsprechen, die man für einen entfernten Vetter bei seinem ersten Erscheinen als schicklich betrachten mag. Er verhielt sich bescheiden, höflich, unaufdringlich-ehrerbietig, auch Nelly, Nana und Benjamin gegenüber, die alle drei sozusagen noch unter der Türe ganz gegen ihre Gewohnheit zu uns gestoßen sind.

Nelly bemühte sich, während sie Karl fütterte, ein Gespräch anzukurbeln. Der Gast, der sich übrigens ganz ordentlich in unserer Mundart ausdrückte, machte es meiner Frau einerseits leicht. Er hörte zu und machte hie und da selber eine kleine Zwischenbemerkung. Aber dabei, und das ist das andererseits, starrte er unentwegt mich an. Es ist auch den andern aufgefallen, und schließlich fühlte ich aller Augen auf mich gerichtet.

Ich fühle mich gern im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Wer nicht? Aber so? Peinlich! Warum glotzte mich dieser junge Mann an, wie wenn er mich in sich aufsaugen möchte?

„Was hat dir dein Vater von mir erzählt?“ fragte ich mich. Daß ich ein Feigling sei, ein Aufschneider, ein Lügner? Aber nein, in diesen bohrenden Augen lag keine Anklage. Ganz im Gegenteil, sie hingen verehrend an mir. Beim schwarzen Kaffee hat sich dann Karl gewissermaßen unvermittelt mit einem Ruck zurechtgesetzt, sich sozusagen geräuspert, und mir in aller Feierlichkeit den Gruß seines Vaters, eben Alberts, ausgerichtet. Nicht so wie man üblicherweise Grüße von Verwandten anbringt, als lästige Erfüllung einer Höflichkeitspflicht oder als willkommener Brückenpfeiler einer mühsamen Unterhaltung, nein nachdrücklich, beschwörend. Seine Gesichtszüge wurden starr und gequält. «Ja», sagte er, «mein Vater hat mir ans Herz gelegt, doch ja nicht zu vergessen, Ihnen auszurichten, wie sehr er Sie als Jüngling bewundert hat, Ihren Verstand, Ihren Mut, Ihren Edelmut. Sie waren für ihn der Inbegriff des Menschen, den er sich als Freund gewünscht hätte.»

Dabei ist das noch lange nicht alles, was er gesagt hat, bewahre, er hielt so etwas wie eine ausgewachsene Rede. Es hörte sich ungefähr an wie eine Liebeserklärung über ein Weltmeer, ein Menschenalter hinweg. Ich kam vor Staunen nicht dazu, verlegen zu werden. «Mein Vater», sagte er, «möchte Sie wissen lassen, wie unglücklich er war, daß er Sie damals so plötzlich verlassen mußte. Er schrieb Ihnen schon vom Schiff aus zweimal und noch einmal aus Java. Er hat es Ihnen nicht verübelt, daß er nie eine Antwort erhalten hat. Er konnte sich wohl denken, wie viele Freunde Sie in der Schweiz besaßen. Er wußte auch, daß leider kurz nach seiner Abreise zwischen Ihrem und meinem Vater einer kleinen Erbschaft wegen eine Entfremdung eingetreten ist.»

Karls Äußerungen wirkten auf mich, wie wenn er sie auswendig gelernt hätte. Sie erreichten meine Ohren gleichsam aus einem Apparat. Plötzlich ging es mir auf: Karl redete gar nicht mehr wie Karl, er sprach mit der Stimme seines Vaters, mit der Stimme Alberts, langsam, fast schleppend, ein wenig durch die Nase, mit einem leicht klagenden Unterton. Ich hatte mir diese Stimme in den letzten vierzig Jahren nie mehr vergegenwärtigt, aber nun erkannte ich in ihr Albert wieder, unmißverständlich, leibhaftig.

Meiner Frau, Nana und Benjamin bedeutete die Rede Karls wohl bloß ein etwas merkwürdiger Zwischenakt. Karl war nachher sofort wieder ganz sich selbst und begann bald von Dingen zu reden, die mit uns so gut wie nichts zu tun hatten. So erkundigte er sich zum Beispiel über den Kurs des Bolivar. Bolivar? Ich war überfragt. Ich bemühte mich, Vetter Karl mit Angaben über uns, seine weitere schweizerische Verwandtschaft, sowie über kulturelle, politische und wirtschaftliche Verhältnisse hierzulande zu dienen. Meine Eröffnungen ließen ihn kalt.

Ich stellte Karl in Aussicht, ihm, falls erreichbar, auch jene Cousine, die damals gleichzeitig mit seinem Vater die Ferien bei uns verbrachte, vorzuführen. Er schien den Namen schon gehört zu haben. Aber auch dieses Angebot vermochte ihn kaum zu erwärmen.

So kam es, daß ich mich gegen Mitternacht fragte, warum Karl, wenn er doch nichts von uns wissen wollte, überhaupt zu uns gekommen ist. Klar war einzig, daß hinter Karls Besuch sein Vater, Albert, gesteckt hat. Ihm muß er wichtig gewesen sein. Aber warum? Bloß um mir auszurichten, was Karl in seiner erstaunlichen Antrittsrede vorgebracht hat?

Nur, wenn Albert diese Erklärung so am Herzen lag, weshalb hat er mit ihr über vierzig Jahre zugewartet? Übrigens ist Karl, wie sich im Laufe des Besuchs herausgestellt hat, gewissermaßen nur zufällig zu seiner Europatour gekommen. Einer seiner Bekannten, der das Reisegeld bereits einbezahlt hatte und dann erkrankt ist, machte ihm das Angebot, für den halben Preis an seiner Statt zu fahren. Aber andererseits muß für Albert der Besuch Karls bei uns doch bedeutsam gewesen sein, sonst hätte er seinen Sohn niemals dazu gebracht, die Tage in München und Venedig dafür zu opfern.

Ich schlafe in der Regel ausgezeichnet. Wohl kann mich einmal eine offene Frage dermaßen beschäftigen, daß ich nicht, wie sonst, kaum ins Bett gestiegen, entschlummere. Sagen wir, wenn ich bei einem bestimmten Fall einer Otosclerose entscheiden muß, ob ich chirurgisch eingreifen soll oder nicht, oder, auf familiären Gebiet, wenn ich mich nach einer erhitzten Aussprache mit Nana ernstlich fragen muß, ob meine Tochter selber glaubt, was sie sagt, oder ob sich mich damit nur rasend machen will. Aber selbst in solchen Fällen verläuft die Sache meistens so, daß ich, bevor ich mich über die zu befürchtende schlaflose Nacht aufrege, schon wohlausgeruht erwache.

Anders in der Nacht, die der Ankunft Karls folgte. Wir gingen zwar erst gegen ein Uhr ins Bett. Aber unter den gegebenen Umständen war das immer noch zu früh. Angeregt, aufgeregter wie ich war, wäre es für mich und wohl auch für die andern klüger gewesen, auszuhalten, bis sich bei uns die natürlichen Anzeichen von Müdigkeit gemeldet hätten: erholende Pausen im Gespräch, ein verstohlenes Gähnen hier, ein anderes dort. Nelly jedoch bestand darauf, Karl einzureden, wie müde er von den Anstrengungen des Tages und den vielen ungewohnten Eindrücken der Reise sei. Dabei ist allgemein bekannt, daß es die endlosen Wiederholungen der immer gleichen Eindrücke sind, die einschläfern, während umgekehrt neue Eindrücke gerade munter erhalten.

Ich jedenfalls büßte den vorzeitigen Rückzug mit einer sozusagen schlaflosen Nacht. Was mich wachhielt, war Alberts Stimme. Das heißt die Stimme von Karl, die genau die Stimme seines Vaters war. Nicht im Gespräch, aber während jener Antrittsansprache, der Rede, in der er sich immer ausschließlich an mich wandte, schleppend, klagend, durch die Nase.

Was hat er da behauptet? Albert bewunderte mich? Hat mich immer bewundert? Bewunderte meinen Mut, meine Ritterlichkeit? War das Hohn gewesen, Spott? Nach mehr als vierzig Jahren? Es hatte eher wie eine Anklage geklungen. Dabei war doch ich der einzige, der Ursache hätte anzuklagen. Ich, nur ich. Es gab für Albert keine Rechtfertigung. Ich konnte die Enttäuschung darüber, wie er mich bloßgestellt hatte, und gar noch vor Eugenie, nie überwinden.

Wir bewohnten damals, als Albert plötzlich in meinen Lebenskreis trat, ein altes Haus am Rand einer noch ländlichen Vorortgemeinde. Wir waren beide 12 Jahre alt und beide einzige Kinder. Mit Beginn der Sommerferien war, ich erwähnte es bereits, auch noch meine Cousine Eugenie zu uns gestoßen, deren Eltern in unserer Familie etwas von oben herab behandelt wurden, weil sie nicht ganz so spartanisch lebten, wie es bei uns als angemessen galt. Ich meinerseits hielt Eugenie für stolz und fürchtete ihren Spott, obschon sie zwei Jahre jünger war. Aber als Spielgefährtin hießen wir sie natürlich willkommen.

Es war ein wunderschöner, unendlich langer Sommer. Wir hatten in unserem großen, verwilderten Garten aus Brettern, die für den Ausbau des Estrichs bereit lagen, eine Freilichtbühne errichtet. Meistens spielten wir aus dem Stegreif. Ich habe verges-

sen, um was es in unseren Tragödien im einzelnen ging. Nur das weiß ich noch, sie verliefen höchst dramatisch. Die Hauptrollen wurden von mir übernommen. In der Regel verrichtete ich zunächst eine unerhörte Heldentat und verzichtete, edelmütig wie ich war, erst noch auf den ausgesetzten Kampfpreis, auf die Würde eines Königsthrones zum Beispiel, die ich großmütig Albert überließ samt der Königstochter, die wie alle weiblichen Rollen aus naheliegenden Gründen Eugenie spielte, allerdings ohne je selber viel zu Wort zu kommen.

Ja, daran erinnere ich mich jetzt wieder genau: am letzten Nachmittag ging es um den Empfang des Kolumbus durch den Kaiser der Inkas. Für mich, den Kaiser, wäre es eine Kleinigkeit gewesen, den kühnen Fremdling samt seinen Getreuen hinzumetzen. Ich aber wies den feigen Mord, entgegen den Ratschlägen meiner Priester, Fürsten und Höflinge, weit von mir. Ich begleitete, den Freundschaftsbezeugungen des Spaniers Glauben schenkend, Kolumbus-Albert nach hochgemuteten Wechselreden höchstpersönlich in das goldstrotzende Allerheiligste des Haupttempels (Gartenhäuschens), wo ich ihm Eugenie, die tiefverschleierte junge Priesterin zum Gastgeschenk verehrte – verehren wollte.

Es kam nicht dazu: Eugenie stand verhüllt mit dem über ihrem Kopf zusammengeschlagenen japanischen Kimono meiner Mutter auf dem Tisch des Gartenhäuschens. Ich hatte eben mit einer weit ausholenden Gebärde Kolumbus die Erlaubnis erteilt, sie zu entschleiern, als sie sich ruchlos selbst enthüllte, uns eine lange Nase machte, vom Tisch sprang und ins Haus rannte. Unsere Empörung war groß, besonders die meine. Eugenies Flucht brachte mich um den vorgesehenen tragischen Höhepunkt, meine feige Ermordnung aus dem Hinterhalt durch einen spanischen Scherben.

Die Ereignisse überstürzten sich. Wir wurden ins Haus gerufen. Dort erfuhren wir, daß Alberts Vater telephoniert habe, er müsse sofort nach Holland fahren, um von dort aus einen neuen Posten in Java anzutreten.

Albert hat uns noch am gleichen Abend, begleitet von meinem Vater, verlassen. Er sollte sich in Basel mit seinen Eltern vereinen. Eugenie, deren Mutter in jener Stadt wohnte, fuhr auch gleich mit. Es war ihr bei uns verleidet.

Wie Albert unsere plötzliche Trennung empfand, wußte ich nicht. Wir hatten uns vor seiner Abreise

nicht mehr aussprechen können. Dann war er einfach fort. Aber ich nahm an, der Abschied sei ihm so schwer gefallen wie mir, gleichsam wie ein halber Tod. Doch ich tröstete mich noch am gleichen Abend mit dem Gedanken, daß Albert und ich über die Weltmeere hinweg nun erst recht treue Freunde bleiben würden. Ich plante, Albert in meinem ersten Brief vorzuschlagen, uns jede Woche zu schreiben. Nur tödliche Krankheit durfte uns daran hindern. Alles würden wir uns sagen, auch wenn es uns noch so schwer fiele, selbst das Schändlichste.

Am anderen Morgen war Eugenie wieder da. Ihre Mutter, die zu einem Kongreß fahren mußte, konnte sie noch nicht brauchen. Die Cousine war, das verrieten ihre dunklen Blicke, schlecht gelaunt. Nach dem Frühstück schlenderten wir durch den Garten. Er kam mir ohne Albert verlassen und öde vor. Unvermittelt blieb Eugenie stehen. Sie stocherte mit den Absätzen ihrer schmalen schwarzen Halbschuhe im Kies und musterte mich.

«Was hast du?» fragte ich sie.

Wieder maß mich Eugenie prüfend mit ihren kalten Augen, im Zweifel – so schien es – ob sie mit der Sprache herausrücken solle. Dann stieß sie scharf heraus: «Albert ist böse auf dich.»

«Albert, böse?»

«Er verachtet dich.»

«Verachtet mich?» – es packte mich wie Schwindel.

«Hast du Angst vor den Gigerbuben? Bist du vor ihnen davongelaufen?»

Ja, das war ich, das stimmte, und zwar erst gestern. Meine Mutter hatte mich in den neuen Kolonialladen geschickt, um noch schnell für Alberts Vater als kleines Abschiedsgeschenk sechs Päckchen einer Stumpenmarke zu kaufen, die er besonders gern rauchte. Auf dem Rückweg waren vor mir die Gigerbuben aufgetaucht. Sie kamen – Gespenster der Vergangenheit – genau wie früher, vorn Paul, hinten Heini, nur jetzt in den langen Hosen der Erwachsenen, langsam auf mich zu. Ein panischer Schrecken erfaßte mich, und dann war ich tatsächlich davongelaufen.

Warum? Ich konnte es mir nicht erklären. Ich schämte mich über mein Verhalten, wie ich mich noch nie geschämt hatte. Mir war es, es habe sich vor mir ein Schleier zerrissen, hinter dem ich mich in einer Gestalt sah, die mir bis zu jenem Augenblick verborgen geblieben war, ich fühlte mich als Feigling entlarvt. Mir schien, dieses schreckliche Wissen müsse mich in alle Zukunft belasten. Nur ein Trost blieb, ich wußte als einziger um mein Geheimnis, der Vorfall war ohne Zeugen geblieben. Hatte ich mir eingebildet! Jetzt war es auch damit nichts.

Albert mußte meine Flucht beobachtet haben. Nun verachtete er mich. Aber wie konnte er das? War nicht das allerwenigste, was ich von einem Freund erwarten durfte, daß er mich anhörte? Dann hätte ich mindestens versuchen können, ihm mein Verhalten zu erklären. Aber noch schmerzlicher empfand ich, daß Albert meine Schande nicht, wie wenn es seine eigene gewesen wäre, für sich behalten, sondern weiter erzählt hatte, und dazu noch einem Mädchen. Bedeutet das nicht Verrat? Es kam schlimmer.

«Albert angelogen hast du auch noch», sagte Eugenie leise.

Nun, ich war mir wohl bewußt, daß ich, beim Erzählen, verlockt von meinen Wunschgedanken, gelegentlich um ein Geringes von der fadengeraden Linie der nüchternen Wahrheit abwich. Aber eigentlich nur Menschen gegenüber, die ich lieb hatte und von denen ich annehmen durfte, daß sie mir meine Grenzüberschreitungen zugute halten würden. Belogen, belogen, mit einer dicken stinkenden Lüge, nein, das hatte ich Albert nie. Oder doch?

«Hast du mich geküßt?» fragte mich Eugenie.

«Ich dich?», es schüttelte mich.

«Gestern im Gartenhäuschen?»

«Wer hat das gesagt?»

«Du! Dabei weißt du ganz genau, daß du lügst. Noch gemeiner ist, zu behaupten, auch ich hätte dir einen Kuß gegeben.»

Das war zuviel. Von dem Übermaß der Verleumdung betäubt, dachte ich nicht daran, Eugenie entgegen zu treten. Mochte das Mädchen höhnisch la-



chen und sich von mir abwenden. Was ging mich Eugenie an! Aber Albert, wie konnte er mich derart anschwarz? War die Sache mit den Küssen nicht eher eine Erfindung von Eugenie? Aber was konnte sie sich davon versprechen?

Die Behauptung, ich hätte mit erdichteten Kußgeschichten großtun wollen, war so widersinnig, daß ich mich nach der ersten Bestürzung rasch erholte. Umso nachhaltiger w提醒te mich der Vorhalt meiner Flucht vor den Gigerbuben. Da handelte es sich um keine Erfindung. Warum war ich vor den beiden ausgerissen?

Diese Frage plagte mich, sie suchte ich zu ergrün- den. Ich hatte vor den Brüdern Giger immer eine unbestimmte Scheu empfunden. Nicht, daß mir von ihnen je das geringste Leid zugefügt oder auch nur angedroht worden wäre! Aber meine Eltern hatten mir verboten, mit ihnen zu spielen, ich durfte sie nicht in unseren Garten einlassen. Den Grund des Verbotes habe ich später erfahren. Das Ehepaar Giger stand in schlechtem Ansehen. Frau Giger ging einem alten, aber nicht allseits anerkannten Gewerbe nach, ihr Ehemann wurde verdächtigt, die Früchte dieser Dienstleistungen mit zu genießen. Von ihren Sprößlingen war der Größere meines Alters, der andere ein Jahr jünger.

Was die beiden an unseren umzäunten Garten lockte, weiß ich nicht. Aber sie stellten sich oft vor dem schmiedeisernen Tor der Einfahrt auf und wollten mich bewegen, sie einzulassen. Ich hatte es mehrmals, wenn auch voller Angst, gerne getan. Aber mein Vater hatte mich streng ins Gebet genommen und mir für den Fall einer Wiederholung böse Folgen in Aussicht gestellt. Natürlich erhöhte das nur die geheimnisvolle Anziehungskraft der beiden. Immerhin hatte ich ihnen das Tor seither nicht mehr geöffnet.

Zu meiner Erleichterung fanden sich die Gigerbuben damit ab, ohne es mir nachzutragen. Sie winkten mir im Gegenteil, so oft sie auf ihren Streifzügen an unserem Garten vorbeitrotteten, freundschaftlich zu, so wie wenn sie mich einladen wollten, ihnen zu folgen. Die Versuchung, es wirklich zu tun, war groß. Zweimal hatte ich den Mut aufgebracht, ihr zu erliegen. Das erste Mal hatten mich die Brüder in dem kurzschriftigen Trab, in dem man sie auf der Straße immer antraf, Paul voran, Heini dicht hinter ihm aufgeschlossen, in einen nahen Neubau geführt. Dort richteten sie in einem Kellergeschoß mit herumliegendem Holz und Zeitungspapier ein Feuerchen her.

Schweigend hockten wir um den Brandherd herum, staunten in die züngelnden Flammen und lauschten dem erregenden Knistern der dünnen Brettchen.

Auch mein zweites Ausreißen erfolgte zuerst unbeachtet. Die beiden waren wieder vor unserem Gar-tentor aufgekreuzt, der Ältere hatte mit ausgestrecktem Arm verheibungsvoll in die Ferne gewiesen und mir bedeutet zu folgen. Ich war der Aufforderung wiederum mit schlechtem Gewissen nachgekommen. Paul hielt bald vor einem Schuppen an, spitzte die Ohren und preßte eine Hand warnend vor den Mund. Mir stand – ich ahnte es, und das Herz klopfe wild in meiner Brust – ein Abenteuer bevor.

Der Schuppen gehörte zu einer Schreinerei. Drohte von dort her Gefahr? Nichts regte sich. Nun führte uns Paul, dicht der Wand entlang, zur Hinterseite des Schuppens, wo er vorsichtig die Läden eines fast ebenerdigen Fensters öffnete. Er horchte in das Dunkel, nickte befriedigt und kletterte durch die Öffnung. Heini folgte, von der Hand des Bruders gezogen, nach, worauf beide vereint mir beim Einstieg halfen. Da stand ich nun im Halbdunkel des Schuppens. Benommen vermochte ich zunächst nur die Umrisse großer, zu Gebirgen aufgetürmter Gegenstände wahrnehmen.

Aber bald lichtete sich die Finsternis, und nun hörte ich auch, daß sich am anderen Ende des Schuppens etwas regte. Ich zitterte vor ängstlicher Spannung. Paul pfiff durch die Finger, schrill wie ein Vogelschrei. Aus besagter Ecke vernahm ich als Antwort Laute unterdrückten Lachens. Paul winkte uns, ihm zu folgen.

Inzwischen hatten sich meine Augen ganz an das Dämmerlicht gewöhnt. Ich erfaßte, wir wurden erwartet. In einer riesigen Kiste, deren offene Seite uns zugekehrt war – sie wirkte auf mich wie eine Hütte und sollte wohl auch eine solche vorstellen – hockte das Schwesternpaar Schenkel, das Schreckgespenst aller Eltern wohlbehüteter Kinder unseres Quartiers. Die beiden Mädchen mit den strähnigen flächsernen Haaren und den fahrig blauen Telleraugen hausten mit der Mutter in einem Abbruchobjekt, das, bevor sich die Hausiererin Schenkel darin einnistete, jahrelang leer gestanden hatte.

Meine Beziehung zu den Bewohnern des Hexenhauses hatte sich bisher auf eine einzige Begegnung mit dem älteren Mädchen beschränkt, und die lag einige Jahre zurück. An einem heißen Sommertag, als ich von der Schule heimzu schlenderte, löste sich

in der verwilderten Wiese eines Baugrundstücks aus einem Holderstrauch eine Mädchengestalt und verstellte mir, keinen halben Meter von mir entfernt, mit ausgebreiteten Armen den Weg. Das war also die Rosa Schenkel, von der ich schon so viel gehört, die ich aber noch nie aus der Nähe gesehen hatte. Ich fuhr zurück, weniger aus Schrecken als aus Überraschung. Sie aber streckte mir die Zunge heraus, dünn, rot, feuchtglänzend, und verschwand so lautlos, wie sie aufgetaucht war. Fortan war sie in wechselnden Formen, aber immer als Sinnbild des gleichzeitig abstoßenden und lockenden Bösen durch meine Träume gegeistert.

Aber da stand sie nun leibhaftig mit ihrer jüngeren Schwester in dem Dämmerlicht des Schuppens, und ich näherte mich den beiden hinter Paul und Heini. Es war mir, wie wenn ich dem höllischen Feuer entgegentreiben würde, aus dem ich mich vielleicht, bestenfalls, wieder retten könnte, aber niemals mehr als der Gleiche, der ich jetzt noch war. Ich erkannte die Möglichkeit, mich der Gefahr durch Flucht zu entziehen, fühlte jedoch gleichzeitig, daß diese Möglichkeit in Wahrheit gar keine war.

Plötzlich brach helles Tageslicht über uns herein. Unter dem knarrenden Schuppentor stand groß der Besitzer der Schreinerei, Herr Notz. Er schrie und stieß wilde Drohungen aus. Wir aber rissen durch das gleiche Fenster, durch das wir eingestiegen waren, aus.

Herr Schreinermeister Notz hat sich noch am gleichen Tag telephonisch bei meinem Vater über mich beschwert. Nach dem, was ich daraufhin von meinem Vater zu hören bekam, muß er behauptet haben, wir Buben hätten etwas Übles mit den Mädchen Schenkel angestellt. Mein Vater wollte unbedingt aus mir herausholen, was das gewesen sei. Weil ich auf der Wahrheit beharrte, es sei nichts vorgefallen, hielt mich mein Vater von diesem Zeitpunkt an für verstockt. Er ist bei dieser Meinung geblieben.

Das Strafgewitter, das anschließend auf mich nie-

derprasselte, ließ mich zu meinem eigenen Erstaunen kalt, und als ich nach Ende Feuer in den Keller gesperrt wurde, genoß ich geradezu die dunkle Einsamkeit und versuchte mir in allen Einzelheiten die Vergehen auszumalen, die wir nach der Ansicht meines Vater an den beiden Mädchen begangen hatten.

Dieses Abenteuer lag, wie gesagt, Jahre zurück. Seither war ich nie mehr mit den Gigerbuben in Begegnung gekommen.

So war es gewesen und nicht anders. Aber warum ich dann am Tag der Abreise Alberts, als ich die beiden Gigerbuben wie früher auf mich zukommen sah, ausgerissen bin, das blieb mir völlig unverständlich. Ebensowenig wollte mir in den Kopf, daß mich diese Flucht die Freundschaft Alberts kosten sollte. Hier standen Schuld und Strafe in keinem Verhältnis. Es blieb dabei, es wäre Alberts heilige Pflicht gewesen, sich vor seiner Abreise mit mir auszusprechen. Er hätte mindestens zwei Stunden Zeit gehabt. War unsere Freundschaft nicht wichtiger als alle Reisevorbereitungen?

Aber da kam mir wieder die Verleumdung in den Sinn, ich hätte mich vor Albert gerühmt, Eugenie geküßt zu haben. Wenn es sich da nicht um eine üble Entstellung durch Eugenie handelte, dann allerdings war Alberts Scheu vor einer Aussprache begreiflich. Dann lag sein schlechtes Gewissen zwischen uns. Nachträglich glaubte ich mich wirklich zu erinnern, Albert sei während der letzten Stunden und beim Abschied sonderbar gefangen gewesen.

Das und noch vieles andere ist mir durch den Kopf gegangen, als ich in der Nacht nach der Ankunft von Vetter Karl – wie ich bereits erwähnt habe, ganz gegen meine Gewohnheit – schlaflos im Bett lag. Schließlich habe ich mich noch gefragt, ob ich Karl wirklich mit Eugenie zusammenbringen sollte, wie ich ihm angedroht hatte. Ob sie allerdings zur Zeit im Lande weilte, wußte ich nicht. Ich hatte sie seit mehr als einem Jahrzehnt nicht mehr gesehen, seit jenem Tag nämlich, an dem ich ihr mein



Beileid ausdrückte, als ihr Mann, ein angesehener amerikanischer Physikprofessor, auf seiner Rückreise nach den USA mit dem Flugzeug tödlich verunfallt war. Die Dame zeigte sich bei jenem Anlaß ungemein gefaßt. Nachträglich habe ich allerdings erfahren, daß sie gerade vor der Scheidung gestanden hatte. Der Unfall ersparte ihr einen lästigen Prozeß und gestattete ihr als Witwe erst noch, den Toten zu beerben. Eugenie schätzte das gewiß, obschon sie von Haus aus in – bescheiden gesagt – unabhängigen Verhältnissen lebte. Kurz und gut, ich beschloß nun, sie am kommenden Morgen sogleich auf den Abend zum Essen einzuladen, obschon es unwahrscheinlich war, daß sie einem Abruf auf so kurze Frist Folge leisten würde. Daraufhin bin ich dann eingeschlafen.

Eugenie ist am Mittwoch tatsächlich bei uns erschienen. Kaum verändert übrigens. Höchstens lagen ihre Augen noch tiefer und blickten noch härter in die Welt. Sie redete noch gleich schnell und bewegte ihre Mundpartie immer noch so nachdrücklich. Karl behandelte sie mit der herablassenden Freundlichkeit, die ein Tierfreund einem jungen Hund entgenbringt, der ihm zufällig zwischen die Beine läuft.

Beim schwarzen Kaffee ist dann alles an den Tag gekommen. Während des Essens hatte Eugenie von Karl restlos ausgepreßt, was sie von ihm und Albert wissen wollte, und zwar gewissermaßen in der Form der Vorlage eines Testformulars. Sie fragte, er antwortete. Mit seiner Auskunft auf die letzte Frage war für sie das Kapitel Albert und Karl erledigt. Sie wandte sich mir zu, offenbar entschlossen, in abgekürztem Verfahren zu vernehmen, was sich für sie lohnen könnte, von der bescheidenen Existenz eines Nasen-, Ohren- und Halsspezialisten zu wissen. Aber ich kam ihren Fragen zuvor und wandte mich mei-nerseits an sie.

«Albert», sagte ich, «scheint uns, nach allem, was Karl erzählt hat, in gutem Andenken behalten zu haben. Auch heute noch. Besonders mich. Er bewun-

derte seinerzeit – immer nach Karl – meinen Mut», ich betonte dieses Wort, «und meine Ritterlichkeit», den letzten Ausdruck wiederholte ich.

Eugenie schnappte zunächst nicht ein. Sie wandte mir die leeren Augen zu, die sie schon immer dann zur Schau stellte, wenn sie zu erkennen geben wollte, daß sie das, was man sagte, langweilte.

Dann aber ging über ihr Gesicht ein Wetterleuchten. Sie lachte. «Ich bin im Bild», sagte sie, «ich erinnere mich. Richtig, das war einer meiner lustigsten Kinderstreiche. Alles fällt mir wieder ein. Du bist damals meinem Schwindel schön aufgesessen. Aber, nebenbei, es stimmt doch, du bist damals vor den Brüdern Giger ausgerissen? Oder? Das habe ich nämlich selber gesehen. Es hat mich sehr belustigt. Nur behielt ich es, im Gegensatz zu dem, was ich dir sagte, für mich. Nein, ich habe Albert nichts davon erzählt. Versklavt wie er dir war, hätte er mir doch nicht geglaubt oder hundert dumme Entschuldigungen für dich aufgebracht. Das mit den Küschen allerdings, wenn du dich auch daran erinnerst, war reine Erfindung. Ich hütete mich wohl, sie Albert anzubieten. Er wäre mir womöglich noch grob gekommen. Aber du bist mir herrlich auf den Leim gekrochen – herrlich», wiederholte sie vergnügt.

Wer mich kennt, weiß, daß es heute allerlei braucht, um mich aus der Fassung zu bringen. Bei chirurgischen Eingriffen wird man immer wieder, wenn man es am wenigsten erwartet, vor Komplikationen gestellt, denen ohne Zögern sofort präzis begegnet werden muß. Den Eröffnungen Eugenies jedoch zeigte ich mich, ich gestehe es heute beschämkt, nicht gewachsen. Ich schnappte – es ist zu befürchten buchstäblich – nach Luft. Ein Sturm von Gefühlen schüttelte mich.

Lächerlich? Man denke! Eine Entfesselung von Gefühlen wegen einer kindischen Begebenheit, die außerdem noch über vierzig Jahre zurücklag! Natürlich, nachträglich kommt diese verspätete Enthem-

AKADEMIE FÜR ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

Eigener Herr und Meister ... durch Steigerung Ihres Einkommens, durch den Einfluß Ihrer Persönlichkeit, oder ganz wörtlich durch Umsatteln auf den verantwortungsvollen, aber auch guthonorierten Beruf eines seriösen Psychologen!

Zwecks Einführung unseres in seiner Neuigkeit revolutionierenden AAP-Fernkurses, nach der ebenfalls durch internationales Urheberrecht geschützten mnemodynamischen Methode, nehmen wir eine beschränkte Anzahl von Damen und Herren mit normaler Schulbildung und einwandfreiem Leumund zu stark ermäßigtem Kurshonorar als Studenten bis zum Diplomabschluß auf.

Bitte schreiben Sie unverbindlich an die einzige lizenzierte Vertriebsstelle in der Schweiz

TAURUS VERLAG, ZÜRICH 29

mung auch mir verstiegen vor. Aber die Erregung des Augenblicks hatte bei mir alle Dämme der Überlegung weggeschwemmt.

«Du hast Albert nichts davon gesagt, daß ich vor den Gigerbuben davongelaufen bin?» vergewisserte ich mich. «Es war von dir frei erfunden, daß Albert geringschätzig von mir gesprochen hat? Eugenie, wie konntest du mir das antun!»

Die Heftigkeit meiner Fragen muß Eugenie zunächst bestürzt haben, denn sie äugte mich mit der abwehrenden Verständnislosigkeit an, die Anrufe von Sinnverwirrten hervorrufen. Dann aber lachte sie wieder ihr kühles, höhnisches Lachen.

«Beruhige dich», sagte sie, «nein, du hast die Bewunderung von Albert nie verloren. Er bewundert dich, wie du nun von Karl weißt, immer noch, und er wird dich bewundern, solange er lebt. Also wozu die Aufregung? Vor allem aber», fügte sie hinzu, «bilde dir nur ja nicht nachträglich ein, ich hätte dir

Albert verleiden wollen, weil ich auf ihn eifersüchtig war. Ihr seid mir beide reichlich gleichgültig gewesen. Ich war, obschon ich jünger bin, unvergleichlich reifer gewesen als ihr. Wütend machte mich nur, wie ihr immer bloß unter euch gespielt habt. Es war zum rasend werden, wie ihr Burschen euch in euren Theaterstücken mit rührseligen Redeströmen überschüttet habt, derweilen ich wie eine Säule zwischen euch stand. Aber natürlich, euch ist das nie auch nur aufgefallen.»

Während der bösen Ergüsse der Eugenie war in mir ein Verdacht aufgestiegen.

«Eugenie», fragte ich, «wie ist das? Karl erwähnte zwei Briefe, die mir sein Vater von Java aus geschickt haben soll. Sie haben mich nie erreicht. Weißt du davon?»

«Zwei Briefe? Ob es zwei waren oder drei, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich bis zu den Herbstferien bei euch ausharren mußte, weil mich

Das Spezialgeschäft
für feine Pralinés

Bellevueplatz
und Bahnhofstrasse 46
Telefon 271390

die zu Hause noch nicht brauchen konnten. Ich aber wollte fort. Nicht unbedingt heim, aber fort von euch. Ihr konntet mich ja nicht riechen, keiner von euch. So bin ich immer, wenn ich den Pöstler kommen sah, zum Briefkasten gerannt, weil ich hoffte, einen Bericht zu finden, der mich erlöst hätte. Da kamen mir wirklich Briefe in die Hand, die mit der Schrift von Albert an dich gerichtet waren. Gelesen habe ich sie nicht, ich war nicht neugierig auf eure Bubengeheimnisse. Ich zerriß sie und verbrannte die Schnitzel. Nur die Marken behielt ich für mich.»

Das war also das. Man schnödete in der Verwandtschaft nach dem Flugunfall des Mannes von Eugenie, er habe Glück gehabt, so schnell umzukommen, weil er sonst, ohne je die Scheidung durchzusetzen, nach langen, qualvollen Leiden an Verdruß gestorben wäre. Ich bin immer für Eugenie eingestanden, auch bei jener Gelegenheit. Ich habe die Meinung vertreten, man sterbe nicht am Verdruß, außer es komme noch etwas hinzu. Doch nun, da ich weiß, was ich jetzt weiß, muß ich zugeben, daß einer Frau, die schon als junges Mädchen solcher Streiche fähig war, allerlei zuzutrauen ist.

Aber das Geständnis der unterschlagenen Briefe vermochte mich nicht mehr aufzuregen. Meine Gefühle waren ausgegeben, der Sturm der Empörung verrauscht. Windstille, trächtig, so schien es mir, von Vorzeichen künftigen Seelenfriedens.

Karl hatte den Eröffnungen Eugenies nur mit halbem Ohr und einem freundlichen Lächeln zugehört, dem ich entnehmen konnte, daß ihm deren Sinn völlig entgangen war. Meiner Familie übrigens auch. Unser Zwiegespräch muß auf die anderen wie eine Schäkerei gewirkt haben, wie ein schalkhafter Austausch lieber Jugenderinnerungen.

Eugenie hat sich bald darauf durchaus unbefangen verabschiedet und Karl aufgetragen – für den Fall, daß sie verhindert wäre, ihn morgen auf dem Flugplatz nochmals schnell zu sehen –, doch seinem Vater recht freundliche Grüße auszurichten.

Die anschließende Unterhaltung drehte sich um den bevorstehenden Aufenthalt Karls in Rom. Ich nahm an dem Geplauder nur am Rande teil. Merkwürdig, nach dem Abgang von Eugenie wurde ich noch einmal von den Ausläufern der Sturzwelle meiner Gefühle übermannt. Es kam mir vor, ich müßte Albert sofort auf dem schnellsten Weg über das entsetzliche Mißverständnis aufklären, telegraphisch oder, besser, durch ein vorbestelltes Expreß-Fernge-

spräch. Aber diese Gemütsanwandlung spielte sich bereits auf einer Ebene ab, die nur locker mit meiner gegenwärtigen Wirklichkeit verbunden war. Der heutige Peter Raschein, Dr. med. FMH, dachte im Ernst weder an ein Telegramm noch ein Telephon nach Übersee. Denn obergründig war ihm klar, daß es eigentlich gar nichts gab, das aufgeklärt werden mußte. Warum und weshalb seinerzeit Alberts Briefe unbeantwortet geblieben sind, das hätte den Vetter nach vierzig Jahren wahrscheinlich nur noch mäßig bewegt, ganz abgesehen davon, daß es Eugenie gegenüber wenig nett gewesen wäre. Nein, ich wußte: was ich tun würde, war, Albert in ein paar Zeilen mitzuteilen, erstens, wie groß unsere Freude war, seinen Sohn Karl kennenzulernen, den wir alle ins Herz geschlossen haben, und zweitens, daß es uns gerührt hat, zu vernehmen, wie freundlich er sich an mich erinnert, und daß das auch meinerseits ihm gegenüber der Fall ist. Auf ein baldiges Wiedersehen und so weiter. So ungefähr.

Bald hat keiner mehr viel gesprochen. Karl weilte augenscheinlich nur noch mit seinem Körper unter uns. Seine Schweizermission war für ihn erledigt. Wenig nach Mitternacht zogen wir uns alle zurück. Und wie der Ablauf der folgenden Ereignisse beweist, lag die Familie gegen die Zwei im Schlaf.

Am leichtesten muß mein Schlummer gewesen sein. Auf jeden Fall war ich der einzige, der von den merkwürdigen Geräuschen unten im Elßzimmer geweckt wurde. Es war genau 1 Uhr 48 Minuten. Wenn ich aufwache, gilt nämlich mein erster Blick immer der Uhr. Aber zurück zu den Geräuschen. Sie schienen mir höchst verdächtig. Mir ist ein äußerst feiner Gehörsinn eigen. Ein Urteil, für das ich zuständig sein dürfte, obwohl es in meinem engsten Familienkreis Leute gibt, die mich für so gut wie taub halten und behaupten, ich höre nur, was mir passe. Sei dem wie ihm wolle, ich stellte Geräusche fest, Geräusche von schlurfenden Schritten, wie sie eine Person verursacht, die sich, barfuß oder auf Socken, schleichend fortbewegt, kurz und gut wie von einem Menschen, der sich der Schuhe entledigt hat, um nicht gehört zu werden.

Konnten die Schritte von einem Familienangehörigen stammen? Meine Frau lag neben mir im Bett. Meine Tochter hätte, wenn sie schon aufgewacht wäre, sich auf keinen Fall im Elßzimmer zu schaffen gemacht. Es wäre denkbar gewesen, daß sich mein Sohn, aufgewacht, der restlichen Sachertorte erinnert

hätte, die vermutlich noch auf dem Büffet stand. Aber er wäre dabei nie so leise vorgegangen, das widersprach der jugendlichen Unbekümmertheit seiner Natur. Karl? Nie! Man unterläßt als Gast nächtliche Wanderungen durch die Wohnräume der Gastgeber.

In diesem Augenblick hörte ich deutlich wie aus dem Büffet die Schublade oben links herausgezogen wurde. Man sollte gegen das charakteristische Geräusch, das dabei entsteht, schon lange etwas tun. Aber wer tut etwas, wenn nicht ich? Und ich habe anderes zu tun. Mit einem Schlag war mir klar, daß sich in unserem Eßzimmer ein Verbrecher zu schaffen machte.

Einbruch? Das lag auf der Hand. Aber wer konnte verbürgen, daß der Einbruch durch einen einfachen ehrlichen Einbrecher erfolgt war? Konnte es nicht ein Mensch sein, der weit Übleres im Schild führte? Ein Mensch, der vor nichts zurückschreckt, ein Scheusal, das nach Blut lechzt, nach Menschenblut? Oder, wer weiß, ein armer Irrer, einer von jenen, deren Kräfte, wenn sie auf Widerstand stoßen, bekanntlich ins Unermeßliche wachsen und zu deren Überwältigung ein halbes Dutzend starker Männer kaum ausreicht?

Es gab da zwei Möglichkeiten. Neben mir auf der Bettumrandung steht der Telephonapparat. Bei einem Arzt muß das wohl so sein. Nächtliche Anrufe lassen sich schwerlich ganz vermeiden, darunter auch solche von Idioten, die sich falsch verbinden, und andere von enthemmten Angehörigen von Patienten, die, statt mich in die kalte Nacht hinauszujagen, sich ebenso gut am folgenden Morgen in der Sprechstunde einfinden könnten. Jedermann wird begreifen, daß ich solche Leute am liebsten vom Bett aus abwimmle. Die eine Möglichkeit wäre somit gewesen: ein Anruf Nummer 17 – Polizei.

Oder noch einfacher – Möglichkeit Nummer 2: Neben mir lag, wie schon erwähnt, meine Frau, ein unerschrockener Mensch, eine Oberstentochter, wie sie im Buche steht, jeder, auch der ungewöhnlichsten häuslichen Situation gewachsen. Ich konnte sie wecken. Einmal wach, hätte ein stummer Hinweis auf die Geräusche von unten genügt, um sie ins Bild zu setzen, worauf sie zweifellos sofort kaltblütig die zweckdienlichsten Schritte unternommen hätte.

Ich war mir beider Möglichkeiten klar bewußt. Aber nun kommt das Erstaunliche, ich machte von keiner der beiden Gebrauch. Ich war vielmehr ohne

Verzug aus dem Bett geglitten und in den Bademantel geschlüpft, ohne meine Frau zu wecken, die dermaßen leicht schläft, daß sie auffährt, wenn Nana über zwei Zimmer weg im Traum seufzt. Darauf hatte ich vorsichtig die Türe geöffnet und horchend festgestellt: die verdächtigen Geräusche im unteren Stock hielten an. Nur kamen sie jetzt aus dem Wohnzimmer. Und schon – ich empfand es selber als rätselhaft – schlich ich lautlos, der Spannteppich erlaubt das, die Treppe hinunter mitten in den Rachen der Gefahr.

Die Wohnzimmertüre stand offen. Ich nahm den Schein von etwas wahr, das sich später als Taschenlampe herausgestellt hat. Ich überschritt, immer noch leise, die Schwelle, und da sah ich nun: ein Mann arbeitete an dem Schloß der Vitrine, die meinen mexikanischen Silberschmuck birgt. Der stammt aus dem Nachlaß einer meiner Schwäger, der Ethnologe war. Der Schmuck hat sich übrigens als bei weitem nicht so kostbar erwiesen, wie zunächst angenommen worden war. Es fanden sich in der Folge ganze Vorratskammern ähnlicher Artikel.

«Was tun Sie denn da?» fragte ich, weder besonders laut noch besonders leise, gewissermaßen in gewöhnlicher Lautstärke.

Der Mann schreckte zusammen, es entfuhr ihm ein fürchterlicher Schrei, worauf er dem Fenster zu taumelte, durch das er offenbar eingestiegen war.

Aber ich trat zwischen ihn und das Fenster und rief, nun mit Donnerschall: «Halt!»

Der Mann war, ich stellte es erst jetzt fest, von eher kleinem Wuchs und machte nicht den Eindruck übermächtiger körperlicher Kräfte.

Das löste in mir so etwas wie ein heiteres Lächeln aus, was mir aber, schon aus erzieherischen Gründen, fehl am Platz schien. Ganz abgesehen davon, daß es unberechtigt war. Denn, wie jedermann weiß, hängt die Gefährlichkeit eines Menschen nicht unbedingt von dessen Muskelkraft ab, sondern ebenso sehr von der Stärke der ihn jagenden Leidenschaft oder – nicht zuletzt – von seiner Angst.

Aber aller Vernunft zum Trotz blieb meine Stimmung die vergnügter Selbstzufriedenheit. Der Eindringling seinerseits schien nicht an Gewalttätigkeiten zu denken. Er stand regungslos da und blickte mich unverwandt ängstlich an. Aber nein, nun drehte er langsam den Kopf und schielte zur Türe, in der, ich nahm es gleichzeitig mit ihm wahr, meine Frau stand, meine Tochter, mein Sohn und Karl. Eine

Traube von Zeugen.

Wenn der Eindringling bis jetzt die Aussicht erworben haben möchte, durch die Türe zu entweichen, so stand nun unverbrüchlich fest: Die Sache war für ihn verloren. Es mag ihm entgangen sein, daß die Augen der vier Menschen, die ihm den Ausgang versperrten, nicht auf ihn, sondern auf mich gerichtet waren. Mir nicht.

Ich beobachtete mich, wie ich mich zum Telefonapparat begab und die Nummer der Polizei einstellte. Ich hörte mich, wie ich, sobald sich am anderen Ende des Drahtes etwas regte, mit klarer Stimme darlegte, nun, was eben zu melden war, und wie ich die Bitte aussprach, sofort jemanden zu schicken, um den Mann in Gewahrsam zu nehmen. Der Eindringling hatte meinen Weisungen mit angespannten Gesichtszügen zugehört und blickte jetzt mich fragend an.

«Setzen Sie sich», sagte ich zu ihm. «Es kann einige Zeit verstreichen, bis die Polizei hier ist. Auch wir wollen es uns bequem machen», fügte ich hinzu. «Die Herren bleiben wohl hier, während es den Damen angenehm sein mag, noch etwas Zusätzliches anzuziehen, bevor die Polizeimannschaft eintrifft.»

Meine Frau hat dann dem armen Teufel, um ihm die Wartezeit zu verkürzen, eine Flasche Bier aufgetischt. Der Mann war kein Lebenskünstler, er ließ die Flasche unberührt. Knapp vier Minuten später kam der Überfallwagen angebraust.

Es gab ein kurzes Verhör, worauf die Polizisten den Mann samt seinem Sack abführten. Der Dieb führte nämlich für den beabsichtigten Fang tatsächlich einen Kohlensack mit. Genau so, wie ich mir das als kleiner Bub vorgestellt hatte.

Der erste, der, als wir wieder allein waren, das Wort an mich gerichtet hat, war Vetter Karl.

«Vetter Peter», fragte er mich mit der schleppenden leicht näselnden Stimme seines Vaters, «warum haben Sie uns nicht gerufen?»

Es schwang, wie mir schien, in seiner Frage so etwas wie Bewunderung mit. So etwa, wie wenn er gesagt hätte: «Sie verwegener Mensch, es hätte Ihnen ja etwas zustoßen können!»

Ich habe natürlich geschwiegen. Was hätte ich sagen sollen? Aber in mir geschah etwas. Ich erlebte blitzartig noch einmal den ganzen Vorgang: Ich hörte das erste schleichende Geräusch unten im Esszimmer. Ich erschrak nicht tödlich, es lief mir nicht kalt den Rücken hinunter. Ich hatte meine Frau



Ich fühle mich so wohl,
wie schon lange nicht mehr

Welche Erleichterung, nicht mehr Sklave der Zigarette zu sein und zu wissen, dass der Körper nikotinentgiftet ist. Dank

NICOSOLVENTS

bin ich in 3 Tagen Nichtraucher geworden.
Bekannt und bewährt seit 25 Jahren
Verlangen Sie kostenlose Aufklärung durch
Medicalia, Casima (Tessin)





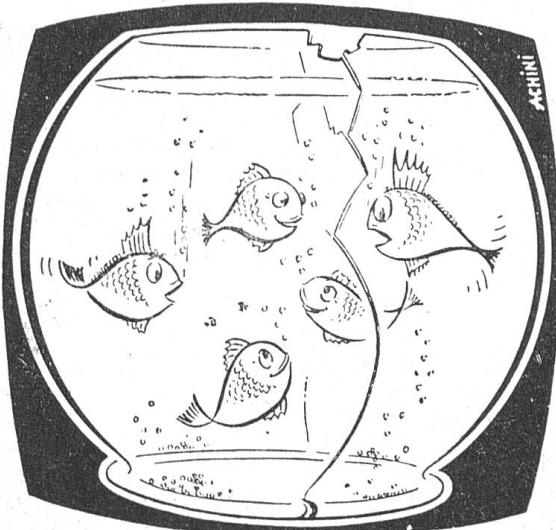
**Der Spezialist
ist leistungsfähiger!**

Ich verkaufe weder Barometer noch Thermometer noch Feldstecher - ich mache nur eines: Augenoptik! Ich passe Brillen an!



Sihlstrasse 38, beim Scala-Kino, Zürich

Einer teilt's dem andern mit:
„Verlass' dich auf Plüss-Staufer-Kitt!“



Plüss-Staufer-Kitt
klebt, leimt, kittet alles

nicht geweckt, ich hatte den Telephonapparat nicht berührt. Sieh da, schau, schau, ist das der Feigling, der ich, wie mir Eugenie eingeredet hatte, in den Augen Alberts war und, was das Schlimmste ist, als der ich mir, von jenem Augenblick an, mehr oder weniger selber vorgekommen bin? Ich würde mir, dachte ich, die Sache bei Gelegenheit in aller Ruhe überlegen müssen. Inzwischen aber kam mich ein Lachen an, herzlich, voll. Es quoll ohne mein Zutun, gewissermaßen wie aus einer eben erst aufgebrochenen Quelle, heiter gurgelnd aus mir hervor.

Ich spürte die Augen meiner Familie prüfend auf mir ruhen und stellte fest, alle drei, Nelly, Nana und Benjamin teilten mit mir das Staunen über mein Verhalten. Es schien ihnen nicht so recht in das Bild zu passen, das sie sich bisher von mir machten. Vielleicht ein ihnen liebes Bild. Nun, sie werden sich wohl oder übel an das neue Bild gewöhnen müssen.

Am Nachmittag habe ich Karl zum Flugplatz gefahren. Ich hatte nicht damit gerechnet, dort Eugenie vorzufinden. Aber noch während wir parkierten, stürzte sie, die Liebenswürdigkeit selbst, auf Karl zu. Sogar ein kleines Geschenk hatte sie ihm mitgebracht, erst im Flugzeug zu öffnen.

In der Halle begab ich mich sogleich zum Auskunftsschalter, um zu erfragen, ob das Kursflugzeug nach Rom fahrplanmäßig erwartet werde. Es stand, so erfuhr ich, mindestens eine halbe Stunde zu früh schon auf der Piste. Ich wollte Karl die erfreuliche Nachricht melden, konnte aber weder ihn noch Eugenie aufspüren. Ich war bereits ernstlich besorgt, als ich die beiden entdeckte, wie sie gemütlich aus dem Restaurant geschlendert kamen.

Eugenie und ich haben dann Karl zum Eingang der Flugpassagiere begleitet und dort vorläufig Abschied genommen, aber gleich erklärt, bis zum Abflug auf der Terrasse zu warten. Nach keiner halben Stunde sahen wir dann, wie sich die Passagiere für den Rom-Flug in Bewegung setzten. Karl schritt, wie ich vermutet hatte, als erster hinter der Bodenhostess her. Ich schrie und schwenkte die Arme, damit er uns erkennen könne. Aber Karl hat sich nicht mehr nach uns umgesehen.

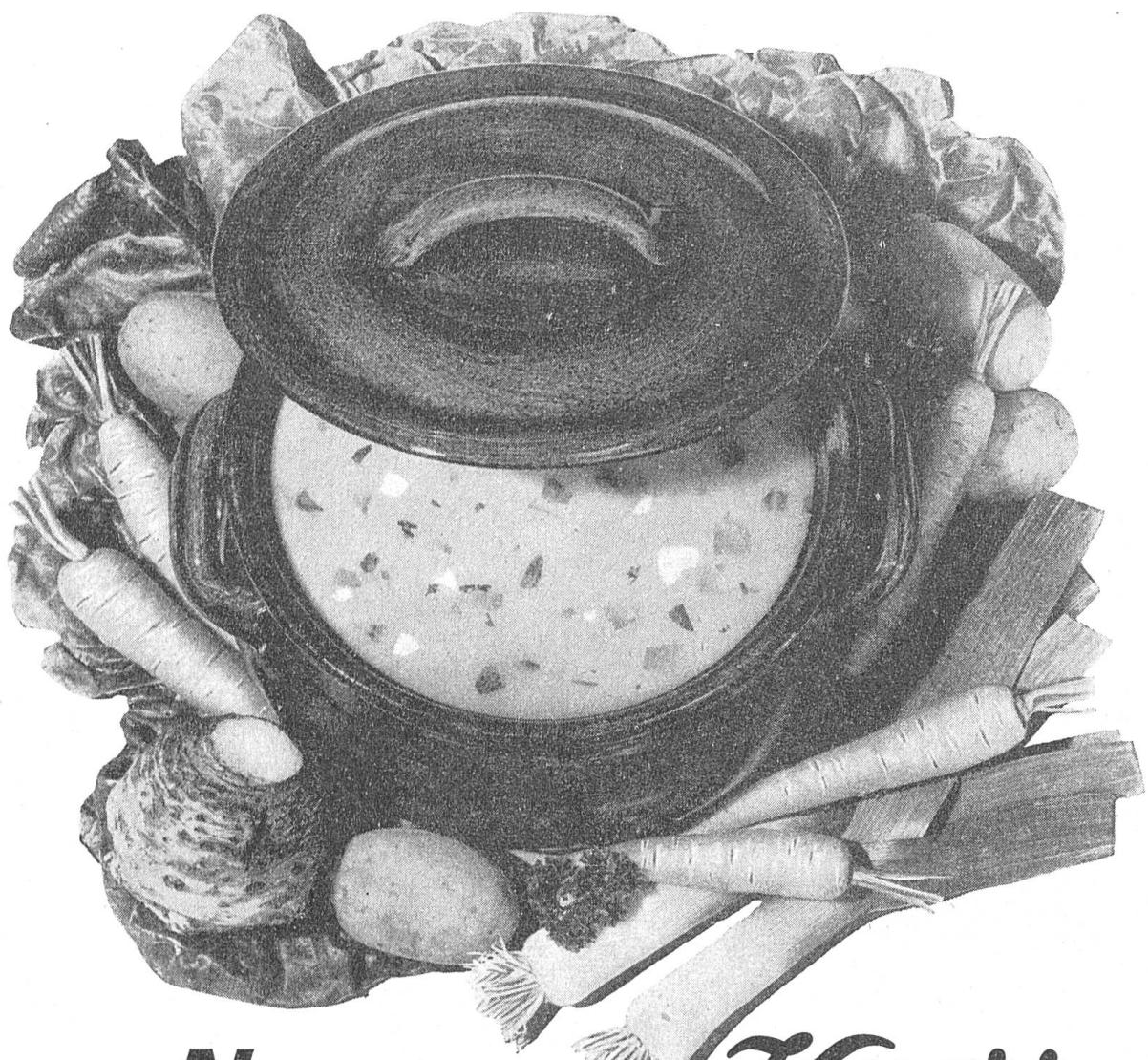
Während Eugenie in ihren Wagen gestiegen ist, hat sie mir ganz nebenbei erzählt, wie entzückend Karl meine Frau findet und wie er eigentlich nicht verstehen kann, daß sie einen zwar gewiß gutmütigen, aber doch wohl eher unbedeutenden Mann geheiratet hat.

Jeder Posteingang zeigt es: die Beziehungen der Leser und Leserinnen zum «Schweizer Spiegel» sind ganz besonderer Art. Fast jeder wird im Laufe der Jahre auch einmal Mitarbeiter. Sei es, dass er zu einem Aufsatz im «Schweizer Spiegel» Stellung nimmt, sei es, dass er für unsere Rubriken «Schweizerische Anekdoten» oder «Da musste ich lachen» oder zu unserer Seite «Kinderweisheiten» etwas beizusteuern hat. Vielleicht lockt ihn auch die Teilnahme an einer unserer Rundfragen.

Einladung zur Mitarbeit

Die Redaktion des
«Schweizer Spiegel»
Hirschengraben 20
Zürich 1

Aber wir möchten nicht versäumen, wieder einmal darauf hinzuweisen, dass noch eine andere Möglichkeit besteht, am «Schweizer Spiegel» mitzuwirken. Vielleicht findet sich in Ihrem Bekanntenkreis ein Mann oder eine Frau, welche in irgendeinem Lebensgebiet ungewöhnliche Erfahrungen gesammelt hat, die auch für einen weiteren Kreis anregend und wertvoll sind. Machen Sie uns auf solche Leute aufmerksam, wenn Sie vermuten, dass diese in der Lage wären, aus ihren besonderen Lebensumständen und ihrem Erzählertalent heraus einen Beitrag für den «Schweizer Spiegel» zu leisten. Wenn Sie sich gar selbst dazu gedrängt fühlen, um so besser.



**Neu von Knorr
Gemüse-Cremesuppe!**

Knorri, der kleine Gärtner,
hat reich geerntet für
die neue Spezialität:

Knorr «Gemüse-Cremesuppe»!
Sie ist herrlich schmackhaft,
von ganz eigenem Charak-
ter – eine wohlabgewogene
Kombination von vielen
bunten Gemüsen, mit
würzigem Rauchspeck – eine
feine, zarte Cremesuppe!

